

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 10

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frankreich muß für das vergangene Jahr also manchen Verlustposten buchen und kann an Gewinnen nur sehr zweifelhafte aufweisen (Locarno!). Immerhin darf man sich deswegen über die Kräfte des französischen Staates keinen Täuschungen hingeben. Noch hat Frankreich die weitaus stärkste Armee. Vor allem ist seine Luftwaffe am besten entwickelt und wird fortwährend noch ausgebaut. Noch steht die Großmacht Frankreich sozusagen ungeschwächt da, aber vorwärts gekommen ist sie im letzten Jahre nicht mehr.

Aarau, den 26. Dezember 1925.

Sektor Ammann.

Kultur- und Zeitfragen

Verirrte Irrlehrer.

In der Oktobernummer der „Monatshefte“ hat Karl Vienhard auf die literarapolitische Überlandfahrt gezeigt, die einige Pfarrherren mit dem Zwinglikalender 1926 versuchen. Er hat sich dadurch ein Verdienst erworben, daß er auch in den Monatsheften die ernsthafteste Kontrolle einer Bewegung einschaltete, die politisch und kulturell gleich verderblich gerichtet ist.

Wenn man Karl Vienhard einen freundschaftlichen Vorwurf machen darf, so ist es der, daß er seine wohlbedachte Verwahrung auf den Einzelfall des Zwinglikalenders und seiner geistlichen Herausgeber beschränkte. Er hätte freien Mutes beifügen können, daß auch zwei periodische Pfarrblätter, der „Aufbau“ und „Die neuen Wege“ vom selben Irrgeiste sich nähren wie der Zwinglikalender 1926. Er hätte sogar ohne Bedenken daran erinnern können, daß vor kurzen Wochen eine schweizerische Vereinigung antimilitaristischer Pfarrer gegründet worden ist und daß diesem allermodernsten Verein bereits 70 Mitglieder angehören sollen.

Alle diese allgemeinen Erscheinungen und zahlreiche Pfarrkonflikte der jüngsten Zeit sind Blattern am Leibe der Kirche, vom selben Giftwasser gedunsen. Es ist eine eitrige Krankheit, die Unvorsichtige von ungesundem Geblüt anstecken kann, wenn wir ihre Grundursache nicht beizeiten erkennen und beseitigen. Bloß die anwidernden Symptome mit kalten Umschlägen zu dämpfen und die Blasen aufzustechen, erschiene uns als gefährlicher Selbstbetrug. Wir müssen durchschneiden, um in den Herd zu sehen. Dann werden wir erkennen, daß er zwar nur die schwächeren Naturen ganz durchseucht hat, daß er aber auch in mancher anscheinend gesunden Brust schwärt und seine Fieberkeime auch in das Blut derjenigen gestreut hat, deren natürliche Widerstandskraft sich gegen das Aufquellen der ansteckenden Beulen noch wehrt.

Die Akutkranken phantazieren im fieberhaften Antimilitarismus und fiebern im phantastischen Kommunismus herum. Die erst Angekränkelten stöhnen vom ewigen Frieden. Der Unterschied liegt nur im Grad.

Es ist nicht gerade anständig, wenn antimilitaristisch-kommunistische Pfarrherren von ihrer Kanzel herunter gegen Verfassung und Gesetz des Staates wüten, dem sie Amt und Brot verdanken. Es ist nicht sonderlich ehrlich, wenn jene Herren an den Kindern, deren Seelen ihrer geistlichen Obhut anvertraut werden, linkspolitische Proselytenmacherei üben. Es ist zum mindesten geschmacklos, wenn sie Zwingli, der in Helm und Waffen für seine Überzeugung in offener Feldschlacht fiel, zum Hofnarren ihrer antimilitarischen Verführungsszenen herunterwürdigen.

Aber ist es in Ordnung, wenn die Kirchen überhaupt das Phantom vom ewigen Frieden auf Erden zu ihrem Zentralproblem machen, wie sie das mit den jüngsten Weltkonferenzen angestrebt haben? Die Absicht dieses kirchenpolitischen Programmes ist unschwer zu erkennen. Das Nachzittern des europäischen Kriegsallbdruckes weckt bei allen denen, die sich im neuen Licht des Werktages nicht zurechtzufinden vermögen, die Sehnsucht nach Träumen von

grünen Auen und lieblichen Friedensschalmeien. Um diese sozialpsychologischen Massenresentimente des müden Europas scharwenzeln die Kirchenpolitiker, weil sie glauben, in diesem mürben Erdreich schieße ihr Same tropenhafte der geistlichen Sonne entgegen.

Die Herren täuschen sich selbst und schaden ihrem Berufe und der edlen Aufgabe, der er gewidmet ist. Die Friedensfrage ist eine politische Angelegenheit. Sind Geistliche die erwählten Leute, gerade dieses politische Problem anzusagen von Amtes wegen zu tilgen?

Der Pfarrer, der es mit seiner geistlichen Berufung ernst nimmt, ist in den hohen Regionen der Religion derart gebunden, daß er sich in den weiten Niederungen der Alltäglichkeit nicht zurechtzufinden vermag. Es geht ihm wie dem einsamen Alpbauern, der von der purpurdurchglühten Gletscherwand in das dumpfe Summen der Stadt niedersteigt; er steht verwirrt und hilflos inmitten der schonungslosen Geschäftigkeit, und das Heimweh nach seiner freien Höhe würgt in seiner Kehle. Wer wollte diesen ratlosen Gast als Aufseher und Ordner über die wimmelnde Stadt setzen? Gewiß leisten gerade die ernsthaftesten Diener am göttlichen Wort durch Linderung und Beseitigung der Not und Armut aus den einzelnen Familien Unschätzbare. Aber es ist nicht einerlei, ob man den Einzelfall, der scharf und ganz im Gesichtskreis liegt, vor sich hat oder ob man sich vor ein allgemeines Problem stellt, das sich in unübersehbare Weiten dehnt und seine Wurzeln in allen Schichtungen des Daseins stecken hat.

Darum bringt es nur Verwirrung statt Befreiung, wenn Pfadfinder des Transzendentalen sich zu Drainagevorarbeitern der feuchten Erdoberflächen und zu Desinfektoren der Luft über den Erdebeneen machen. Der Erfolg jener Amtsbrüder, die diese Meliorisationsarbeit in Lackschuhen am eifrigsten betrieben, sollte sie über die innere Unmöglichkeit des ganzen Unterfangens endlich hinreichend aufgeklärt haben. Wie ergeht es all jenen bengalfeurigen Jüngern des falschverstandenen Schriftwortes, die von der Kanzel herunter ewigen Frieden donnern, mit dem schartigen Schwert ihrer Stimme die Armeen zerschlagen und durch den sicheren Besitz ihres wohlentschädigten Amtes den weltlichen Reichtum an dem Rand der Hölle verdrängen? Sie werden von denen, die sie unter die Botmäßigkeit ihres Befreiertums bringen wollen, verjagt. Das Volk, das für den Kampf um seine Existenz sich mit beiden Beinen fest in den Erdboden stemmen und den Kopf in den frischen Wind trocken muß, hat kein Bedürfnis nach irdischen Spielregeln, die hinter dem warmen Ofen mit den Abdämpfen eines überheizten Gehirns gebraut worden sind. Jene antimilitaristisch-kommunistischen Propheten, die von dieser erdbewurzelten Eigengenußsamkeit des Volkes von Dorf zu Dorf geblasen werden, sind zu bemitleiden, wenn sie selbst von einem unverantwortlichen Lehrer entwurzelt, voll ehrlicher Begeisterung in den Wolken heruntanzten. Wenn sie es aber aus bloßer Sensationslust als gefährliches Spiel treiben, sind sie gefährliche geistige Hochstapler.

Der eine wie der andere Fall ist gleich bedenklich, sodaß man glauben dürfte, keiner davon sollte denkende Kreise zur Nachahmung, sogar zur systematischen Nachahmung, aneifern. Und doch scheint das Merkwürdige über sie gekommen zu sein, daß sie just um jener Leute willen, die religiöse Werte als falsche Münze zurückweisen, Religion und Konfession umzuprägen beginnen. Es schwären Bestrebungen, die Kirche zu einer sozial-pazifistischen Heilanstalt zu machen, das Haus Gottes zu einem philanthropischen Bazar, den zerfnirschten Jenseitsglauben zu einer vielversprechenden Diesseitshoffnung herabzumindern. Jene modernsten Reformer ersetzen die Religiosität durch die Moral und sie verwandeln zu ihrer Legitimation das Testament aus einer Quelle lebendiger Wahrheiten von überirdischen Dingen in einen trockenen Kodex der sozialen Rechte und Pflichten. Sie verweisen auf die Gebote, die der Herr über die Beziehungen von Mensch zu Mensch ausgesprochen hat. Sie berufen sich auch auf die Gründer der Konfessionen von Petrus bis Calvin, die nicht nur in die weltlichen Angelegenheiten eingegriffen und sogar in der scheinbar weltlichsten aller Angelegenheiten, im Kriege, dahingegangen sind.

Wie ist es damit? Steht nicht über dem ganzen Evangelium jener prachtvolle Satz: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“? Haben nicht die Gründer der Konfessionen immer wieder den Glauben, die Religion zum sicheren Fels ihres Bekenntnisses, ihres Handelns und ihres Lebens gemacht? Haben sie nicht alle an die weltlichen Einrichtungen nur zur Befestigung ihres Glaubens gerührt? Haben nicht diejenigen unter ihnen, die auf dem Felde der Ehre fielen, ihr Leben nur für ihre religiöse Überzeugung geopfert? Gewiß, der herrliche Meister und seine treuesten Diener wollten, daß die irdische Menschheit verträglicher und das irdische Dasein erträglicher werde. Aber sie wollten nicht, daß es die Menschen durch menschliche Theorien besser haben, sie wollten, daß die Menschen durch die Religion besser werden.

Das ist ein gewaltiger Unterschied. Die Friedens- und Sozialparadiesapostel haben ihn nicht begriffen. Sie wollten durch ihre Diesseitsmoralerei die Verhältnisse auf Erden verbessern, um die Religion und den Blick ins Ewige zu entbehren, während der Herr und seine frühen und späten Jünger Religion und Ewiges suchten und durch sie auch Segen für die Werttage des Lebens erhofften. Dort Erzwingenwollen von außen her, hier organische Gesundung von innen heraus. Dort die verstandesmäßige Vorschrift, hier das selbstverständliche Nichtanderskönnen.

Darauf haben die Verweltlichen des Evangeliums nicht gemerkt. Sie bieten Steine statt Brot, weil sie nur an Brot denken. Sie schleudern den, dessen Sehnsucht es ist, über des Erdentages Nöte erhoben zu werden, um in höherer Freiheit neuen Atem zum harten Werk zu schöpfen, in den dumpfen Erdentag zurück und drücken ihm einen mit unbestimmbarer Sicht ausgestellten Wechsel auf schönere Erdentage in die Hand. Ist es da verwunderlich, daß die um die geistliche Erbauung Geprellten, soweit sie selbstsicher sind, sich von solchen Kirchen zu sich selbst zurückziehen, während die Labileren von ihnen sich in die Sekten rotten, um sich dort in dem zu verzehren, wovon ihnen die Kirchen nicht genug gaben, um sich zu erhalten.

Wenn die Kirchen weiterhin im steigenden Maße fortfahren sollten, der Leibesfürsorge mehr zu dienen als der Seelsorge, würden sie an ihren eigenen seelenlos gewordenen Leibern erfahren müssen, daß eine Konfession, die sich dem Diesseitsglauben ergeben hat, zerfällt, weil sie sich selbst aus dem Element herausgewagt hat, von dem sie allein zu leben vermag. Dann mögen sie vielleicht zu spät erkennen, daß sie sich ihrer hohen Mission, Kulturfaktoren zu sein, begeben haben, ohne auf dem Gebiete der Zivilisation, auf das sie niederstiegen, mehr erreicht zu haben als Verwirrung. Des Mitleides derjenigen, deren Sehnen sie ungestillt ließen, wären sie dann vielleicht sicher, bestimmt aber würde es ihnen am Spott derjenigen, von denen sie sich auf Abwege locken ließen, nicht fehlen.

Diejenigen, denen die Kirche als Wahrerin und Mittlerin heiliger Kulturwerte teuer ist, und diejenigen, denen es um die ungestörte zivilisatorische Entwicklung ernst ist, haben ein gemeinsames Interesse, daß es zu jenem Ende nicht komme.

Hans Raschle.

Auch ein Kulturdokument.

Unter diesem Titel findet man von Zeit zu Zeit in der „Neuen Zürcher Zeitung“ manchmal ganz verdienstvolle Hinweise auf allerhand Verirrungen des Zeitgeistes. Es sei uns erlaubt, die Haltung der „Neuen Zürcher Zeitung“ einer gewissen großstädtischen „Dichtung“ gegenüber, wie sie beispielsweise in der Nr. vom 20. Dezember (2048) bekundet wird, einmal selbst als Kulturdokument an den Pranger zu stellen. In dieser Nr. wird nämlich der neueste Gedichtband des Alfred Kerr dem Leser u. a. mit folgenden Worten empfohlen:

„In der spartanischen Kürze seiner Strophen sitzt (!!) ein ganzer Kerl mit wilden Krallen. Ist es nun wenig oder sehr viel, wenn sich eine Persönlichkeit so unverwechselbar ausdrückt in einem Band zum Teil recht frecher Gedichte, wie es Kerr tun kann...“

und anschließend das Gedicht abgedruckt:

Schiller in Berlin.

Schau — die Hauptstadt unsrer Mart

Schuf den schönen Schillerpark.

Stammgesellschaft: Ringenepper,
Luden und Kaschemmenschlepper.

Welche bleiche Kinderserie?

Schnepfenstrich für Minderjährige!

Wo man junge Jöhren trifft

Aus dem Magdaleneustift.

Auf den Bänken: Alkohol;

Selbstmord; Pulle mit Oysol.

(Unsre Tragik wurde niedrig,

Großer Schiller! Teurer Friedrich!)

Schillers Pauscheplatz durchstrich

Keiner ohne Messerstich.

Schaudernd drehst Du Dich im Grabe

(Teurer Friedrich! Edler Schwabe!)

„Einen ganzen Kerl mit wilden Krallen“ nennt die „Neue Zürcher Zeitung“ einen, der so was „dichten“ kann. — Auch ein Kulturdokument! D.

Bücher-Rundschau

Ein Weckruf.

In Frankreich werden Kulturkrisen zunächst nur als Störungen der nationalen Existenz, der gewohnten Lebensabwicklung gewertet und irgend ein Nachbar oder die eigenen Politiker als deren Urheber betrachtet. Diese eigentlich romanische Gegenwirkung, eine gewisse Blickbegrenzung, durchbricht die neue Erscheinung, daß heute Bücher, die beherzt an übernommenen Anschauungen rütteln, wie Romain Rollands Mahatma Gandhi, oder noch mehr „Explication de notre temps“ von Lucien Romier (Grasset, Paris 1925) in einem Anlauf große, gebildete Kreise erobern. Man ist geneigt, daraus zu folgern, daß ganz allgemein die Gunst eines über die Zukunft seines Landes beunruhigten Publikums den Schriftstellern gilt, die auf ihre Pflichten als Menschen und Bürger nicht verzichten. —

Romier betrachtet das staatliche Leben vorwiegend als ein intellektuelles Problem und erst in zweiter Linie als ein politisches. Demzufolge erscheint ihm — in Anlehnung an das 18. Jahrhundert — die Aufgabe der Schriftsteller in der Vorbereitung eines großen Jahrhunderts als eine primäre und bahnbrechende. Er hat denn auch nicht gezögert, in einem Buche der Einführung, wie er dieses jüngste Werk bezeichnet, den Aufbau des französischen Staates zu zergliedern, dessen Einreihung und mögliche Weiterentwicklung im europäischen System zu umschreiben. —

Wenn Lucien Romier sich heute als Chefredaktor des „Figaro“ der Bewunderung seiner Zunftgenossen, als Deputierter der Stadt Paris der Achtung seiner Gegner im Parlamente erfreut, wenn er die Blüte seines Landes durch